

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Bieri

Eine Art zu leben

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung: Würde als Lebensform	II
--	----

1. Würde als Selbständigkeit	19
------------------------------------	----

Ein Subjekt sein 20 *Ein Selbstzweck sein* 23 *Schlachthöfe* 28 *Und wenn es freiwillig geschieht?* 29 *Demütigung als demonstrierte Ohnmacht* 33 *Flucht in die innere Festung* 35 *Rechte haben* 37 *Bevormundet werden* 38 *Fürsorgliche Bevormundung* 43 *Respekt vor Fremdem und Engagement* 48 *Abhängigkeit: bitten und betteln* 55 *Um Gefühle betteln* 64 *Innere Selbständigkeit: denken* 66 *Innere Selbständigkeit: wollen und entscheiden* 70 *Innere Selbständigkeit: Affekte* 73 *Innere Selbständigkeit: Selbstbild und Zensur* 75 *Demütigung durch Hörigkeit* 78 *Selbständigkeit durch Selbsterkenntnis* 81 *Eine Therapie brauchen* 82 *Würde durch Arbeit* 86 *Geld* 90

2. Würde als Begegnung	95
------------------------------	----

Wenn Subjekte sich begegnen 95 *Engagement und Distanzierung* 98 *Anerkennung* 105 *Gleichberechtigung* 108 *Zur Schau stellen* 109 *Lustobjekte* 113 *Ware Mensch* 115 *Missachten* 116 *Reden Sie mit mir!* 117 *Auslachen* 118 *Nicht verstehen dürfen* 121 *Manipulieren* 127 *Täuschen* 128 *Verführen* 134 *Überwältigen* 139 *Mit einem Therapeuten arbeiten* 143 *Kein Mitleid, bitte!* 148 *Wenn Selbständige sich begegnen* 151 *Dem Anderen eine offene Zukunft lassen* 153 *Würdige Abschiede* 154

3. Würde als Achtung vor Intimität	157
<i>Das zweifache Bedürfnis nach Intimität 158 Den Blick der Anderen spüren 159 Was ist ein Makel? 161 Die Logik der Scham 164 Beschämung als Demütigung 169 Würde als überwundene Scham 172 Der intime Raum 177 Der innerste Bezirk 180 Würdevolle Offenbarungen 186 Würdelose Offenbarungen 190 Geteilte Intimität 194 Verratene Intimität als verlorene Würde 197 Eine Herausforderung: Intimität als mangelnde Courage 206</i>	
4. Würde als Wahrhaftigkeit	213
<i>Andere belügen 215 Sich selbst belügen 218 Aufrichtigkeit und ihre Grenzen 220 Die Dinge beim Namen nennen 228 Das Gesicht wahren 232 Dummes Geschwätz 235</i>	
5. Würde als Selbstachtung	241
<i>Würde durch Grenzen 241 Fließende Selbstbilder 246 Zerstörte Selbstachtung 249 Geopferte Selbstachtung 252 Zerrissene Selbstachtung 256 Verantwortung für sich selbst 259</i>	
6. Würde als moralische Integrität.	265
<i>Selbständige Moral 265 Moralische Würde 269 Würde in Schuld und Vergebung 274 Strafe: Entwicklung statt Vernichtung 283 Absolute moralische Grenzen? 294</i>	
7. Würde als Sinn für das Wichtige	309
<i>Sinn in einem Leben 309 Die eigene Stimme 312 Gleichmut als Sinn für die Proportionen 318 Vom Ende her gesehen 327</i>	

8. Würde als Anerkennung der Endlichkeit 331

Wenn andere sich verlieren 331 *Ausbruch* 335 *Sich selbst verlieren: Auflehnung* 336 *Sich selbst verlieren: akzeptierte Reise in die Nacht* 343 *Sterben* 346 *Sterben lassen* 350 *Dem Leben ein Ende setzen* 357 *Einem Toten gegenüber* 370

Literaturhinweise 375

I.

Würde als Selbständigkeit

Wir wollen über unser Leben selbst bestimmen. Wir wollen selbst entscheiden können, was wir tun und lassen. Wir möchten nicht von der Macht und dem Willen anderer abhängig sein. Wir möchten nicht auf andere angewiesen sein. Wir möchten unabhängig und selbständig sein. All diese Worte beschreiben ein elementares Bedürfnis – eines, das wir aus unserem Leben nicht wegdenken können. Es mag Zeiten geben, in denen dieses Bedürfnis durchkreuzt wird, und diese Zeiten können lang sein. Doch das Bedürfnis bleibt. Es ist der innere Kompaß unseres Lebens. Viele Erfahrungen, die ein Mensch mit seiner Würde macht, entspringen diesem Bedürfnis. Situationen der Unselbständigkeit, der Abhängigkeit und der Ohnmacht sind Situationen, in denen wir das Gefühl haben, daß unsere Würde verlorenght. Dann tun wir alles, um die Abhängigkeit und Ohnmacht zu überwinden und die verlorene Selbständigkeit zurückzugewinnen. Denn wir sind sicher: Darin liegt die Würde begründet.

Doch so einfach und klar die Worte auch klingen, mit denen wir diese Selbständigkeit erläutern und beschwören: Die Erfahrung, um die es geht, ist alles andere als einfach und klar. Auch ist sie keine einheitliche Erfahrung, keine Erfahrung aus einem Guß. Selbständig sein – das kann sehr vieles und sehr Verschiedenes bedeuten. Wenn wir die Idee der menschlichen Würde ausloten wollen, indem wir die Lebensform nachzeichnen, von der sie handelt, müssen wir uns die Vielfalt von Erfahrungen vergegenwärtigen, die sich hinter den einfachen,

suggestiven Worten verbirgt. Wir sind nicht allein und können nicht alles allein machen. Wir hängen auf vielfältige Weise von anderen ab und sie von uns. Wir sind auf sie angewiesen. Was davon schafft natürliche menschliche Beziehungen, ohne die wir nicht sein möchten? Und was davon erleben wir als Abhängigkeit, die unsere Würde bedroht?

Ein Subjekt sein

Um dieser Frage gewachsen zu sein, brauchen wir eine begriffliche Geschichte, die uns in Erinnerung bringt, was für Wesen wir sind, welche Art von Selbständigkeit wir anstreben und warum sie so wichtig für uns ist. Es muß eine Geschichte darüber sein, was es bedeutet, ein *Subjekt* zu sein. Welche Fähigkeiten führen dazu, daß wir uns als Subjekte erleben – im Unterschied zu Objekten, Gegenständen, Dingen oder bloßen Körpern?

Jeder von uns ist ein *Zentrum des Erlebens*. Es ist irgendwie, es fühlt sich auf bestimmte Weise an, ein Mensch zu sein. Menschen sind körperliche Wesen mit einer Innenperspektive, einer Innenwelt. Sie hat mehrere Dimensionen. Die einfachste ist diejenige des körperlichen Empfindens. Dazu gehören das Gespür für die Lage des Körpers und seine Bewegungen, aber auch die typischen körperlichen Empfindungen wie Begierde, Lust und Schmerz, Hitze und Kälte, Schwindel und Ekel, Leichtigkeit und Schwere. Hinzu kommen die Erfahrungen, die wir mit den Sinnen machen: was wir sehen, hören, riechen, schmecken und tasten. Eine weitere Schicht des Erlebens bilden die Gefühle: Freude und Angst etwa, oder Neid und Eifersucht, Trauer und Melancholie. Eng verwoben damit ist das Muster unserer Wünsche: In dem, was wir wünschen, kommt zum Ausdruck, was wir fühlen. Und unsere Wünsche sind ablesbar an dem, was wir uns vorstellen: an unserer Phan-

tasie und unseren Tagträumen. Dieses gesamte Erleben hat eine zeitliche Dimension: Es ist eingebettet in Erinnerungen und in einen Entwurf für das zukünftige Leben mit seinen Hoffnungen und Erwartungen. Aus alledem entwickelt sich das gedankliche Bild, das wir uns von der Welt machen: das, was wir darüber denken und glauben, was wir für wahr und falsch halten, für begründet und unbegründet, für vernünftig und unvernünftig.

Das also ist das eine, was es heißt, ein Subjekt zu sein: in diesem Sinne ein Zentrum des Erlebens zu sein, oder, wie man auch sagen kann: ein Wesen mit *Bewußtsein*. Aus diesem Erleben heraus entsteht unser Verhalten. Es gibt unwillkürliches Verhalten, das bloße Bewegung ist: ein Zucken, ein Krampf, ein Lidschlag. Es kann eine erlebte Innenseite haben und also gespürtes Verhalten sein, aber es *entspringt* nicht diesem Erleben und ist nicht sein *Ausdruck*. Erst wenn ein Verhalten Ausdruck eines Erlebens ist, ist es eine *Handlung*. Was an Erleben hinter der Handlung steht und sich in ihr äußert, sind die *Motive* für die Handlung: Ich tue etwas, weil ich etwas fühle und wünsche, weil ich mich an etwas erinnere und mir etwas vorstelle, weil ich etwas überlegt habe und glaube. Wenn es so ist, dann bin ich der *Urheber* meines Verhaltens, ich bin ein *Täter*, der sein Tun aus seinem Erleben heraus entwickelt. Und die Motive, die mich leiten, geben meiner Handlung ihren *Sinn*.

Wir können die Motive unseres Tuns zur Sprache bringen. Wir können Worte für unser Erleben finden und sagen, aus welchen Gedanken, Wünschen und Gefühlen heraus wir handeln. Auf diese Weise können wir uns in unserem Tun *verständlich* machen, sowohl für die anderen als auch für uns selbst. Wir können Geschichten über unsere Motive erzählen, die von einzelnen Handlungen oder längeren Abschnitten unseres Tuns handeln. Wir sind Wesen, die ihr Leben in diesem Sinne erzählen können. Ein Subjekt, könnte man sagen, ist ein Zentrum erzählerischer Schwerkraft: Wir sind dieje-

nigen, von denen unsere Motivgeschichten handeln. Es sind Erinnerungsgeschichten, Geschichten über gegenwärtiges Erleben und Geschichten über das, was wir uns als unsere Zukunft vorstellen. Geschichten darüber, wo wir herkommen, wie wir wurden, was wir sind, und was wir vorhaben. In solchen Geschichten entsteht ein *Selbstbild*: ein Bild davon, wie wir uns selbst sehen.

Zu unserer Erfahrung als Subjekte gehört die Entdeckung, daß es in einem Leben viel mehr an Gedanken, Gefühlen, Phantasien und Wünschen gibt, als die äußere Biographie zeigt. Und auch, als die innere, bewußte Biographie zeigt. Mit der Zeit lernen wir, daß es eine Dimension von Motiven für unser Tun gibt, die im dunkeln liegen, und daß es im Leben eines Subjekts darum gehen kann, sich dieser Motive bewußt zu werden. Nicht, daß Subjekte unablässig damit beschäftigt sein müßten. Auch kann es gute Gründe geben, einiges im dunkeln zu lassen, sogar für immer. Aber es kennzeichnet ein Subjekt, daß es von der Existenz unbewußter, verborgener Motive weiß und von der Möglichkeit, den Radius der Selbsterkenntnis nach innen zu vergrößern.

Das Selbstbild, das wir als Subjekte haben, ist nicht nur ein Bild davon, wie wir *sind*, sondern auch eine Vorstellung davon, wie wir sein *möchten* und sein *sollten*. Zu unseren Fähigkeiten als Subjekten gehört das Vermögen, uns selbst bewertend zum Thema zu machen und uns zu fragen, ob wir mit unserem Tun und Erleben zufrieden sind: ob wir es gutheißen oder verwerfen. Es gehört zur Natur eines Subjekts, daß es einen Konflikt erleben kann zwischen dem, was es ist, und dem, was es sein möchte, und daß es an sich scheitern kann. Ein Subjekt ist deshalb ein Wesen, das der inneren *Zensur* fähig ist: fähig, sich Handlungen, aber auch schon Gedanken, Wünsche, Gefühle und Phantasien zu *verbieten*. Kraft dieser Fähigkeit ist es ein Wesen, das sich etwas *vorwerfen* kann. Subjekte können im inneren Zwist mit sich leben, und sie können sich fragen,

ob sie sich für das, was sie tun und erleben, *achten* können oder *verachten* müssen.

Es kennzeichnet ein Subjekt, daß es sich auf diese Weise in Frage stellen kann, statt wie ein Getriebener nur vor sich hin zu leben. Und es bleibt nicht bei der Frage stehen. Subjekte können sich nicht nur fragend um sich kümmern, sondern auch planvoll Einfluß auf sich nehmen und sich in ihrem Tun und Erleben in eine gewünschte Richtung *verändern*. Weil wir nicht nur das Opfer eines blind dahinfließenden Erlebens sind, sondern uns aus einer reflektierenden Distanz heraus beurteilen können, ist es uns möglich, eine neue Art des Denkens, Wünschens und Fühlens ins Auge zu fassen und Schritte zu einer solchen Veränderung zu unternehmen. Dann machen wir etwas *mit uns* und *für uns*. Man könnte sagen: Wir arbeiten an unserer seelischen *Identität*.

Jetzt verfügen wir über ein erstes, noch skizzenhaftes Bild davon, was es heißt, ein Subjekt zu sein. Dieses Bild wird im Laufe des Buches immer detaillierter, reicher und dichter werden. Die Erfahrungen, die wir mit unserer Würde machen, sind aufs engste verknüpft mit den Erfahrungen, die wir mit uns als Subjekten machen. Wenn unsere Würde in Gefahr ist, dann liegt es oft daran, daß unser Leben als Subjekt in Gefahr ist. Wenn wir den einzelnen Bedrohungen und Verteidigungen unserer Würde nachspüren, so werden wir ganz von selbst immer tiefer in die Erfahrungen eindringen, die zu uns als Subjekten gehören.

Ein Selbstzweck sein

Als Subjekte wollen wir nicht bloß *benutzt* werden. Wir wollen nicht bloßes *Mittel* zu einem Zweck sein, den andere setzen und der ihr Zweck ist und nicht der unsere. Wir wollen, könnte man sagen, als Zweck an sich oder Zweck in sich selbst, als

Selbstzweck, betrachtet und behandelt werden. Wenn man uns nicht so behandelt, ist das nicht nur unangenehm. Es ist viel mehr: Wir fühlen uns als Subjekte mißachtet oder sogar vernichtet. Wenn das geschieht, so erleben wir es als den Versuch, uns die Würde zu nehmen. In dem Maße, in dem unsere Würde davon abhängt, wie andere uns behandeln, ist sie in der Erwartung, dem Anspruch und dem Recht begründet, nicht bloß als Mittel zu einem Zweck benutzt, sondern als Selbstzweck behandelt zu werden.

Auf einer Reise kam ich an einem Jahrmarkt vorbei und sah dort etwas, was ich nicht für möglich gehalten hätte: einen Wettbewerb im Werfen von Zwergen. Ein kräftiger Mann packte einen der kleingewachsenen Menschen und schleuderte ihn so weit wie möglich auf eine weiche, federnde Matte. Der Geworfene trug eine gepolsterte Schutzkleidung mit Griffen und einen Helm. Die gaffende Menge klatschte und johlte bei jedem Wurf. Der weiteste Wurf war fast vier Meter. Ich erfuhr, daß der Geworfene bei der Weltmeisterschaft im Zwergerwerfen dabeigewesen war. Denn das hatte es tatsächlich gegeben: eine Weltmeisterschaft im Schleudern von Menschen. Nach der Rückkehr entdeckte ich, daß diese Sache Gerichte auf höchster Ebene beschäftigt hatte. In Frankreich hatte der *Conseil d'Etat* die Praxis des Zwergerwurfs verboten, und die Kommission für Menschenrechte der UNO hatte eine Klage gegen diese Entscheidung abgewiesen. Die Begründung hatte in beiden Fällen gelautet: Es gilt, die Würde des Menschen zu schützen.

Das war auch meine spontane Reaktion auf dem Jahrmarkt gewesen: Das kann man mit einem Menschen nicht machen, es verstößt gegen seine Würde. »Ist das nicht toll?«, hatte der Mann neben mir bei einem besonders weiten Wurf ausgerufen. »Abstoßend«, hatte ich gesagt, »unerträglich!« »Aber warum denn«, hatte der Mann gereizt zurückgegeben, »niemand hat ihn dazu gezwungen, er bekommt Geld dafür, und es ist ein

Riesenspaß!« »Es verletzt seine *Würde!*«, hatte ich wütend gesagt. Es war sonderbar gewesen, das feierliche Wort mitten in der johlenden Menge auszusprechen – ein bißchen, wie wenn man in den Fluten auftaucht und nach Luft schnappt. »Blödsinn«, hatte der Mann gesagt und sich zum Gehen gewandt, »was soll das denn sein: *Würde?*«

Zwergenwerfen ist wie Kugelstoßen oder Hammerwerfen: Es werden Körper geworfen, und es kommt darauf an, sie möglichst weit zu werfen. Es geht bei der Kugel und dem Hammer nur darum, daß sie Körper sind – Gegenstände, die eine Masse und ein Gewicht haben. So ist es auch beim geworfenen Zwerg: Er wird als bloßer Körper behandelt, als *Ding*. Im Moment des Werfens spielt alles andere keine Rolle: daß er ein Lebewesen ist, das sich auch selbständig bewegen kann; daß er ein Körper mit einem Erleben ist, für den es sich auf bestimmte Weise anfühlt, gepackt und geworfen zu werden; daß es dabei Gefühle in ihm gibt wie Ohnmacht, Abneigung oder Angst; daß er Wünsche hat wie den, es möge bald vorbei sein; daß er sich Gedanken macht über die johlende Menge, über die ganze Art der Veranstaltung und über sein Geschick als kleingewachsener Mensch. All das wird von den Werfern und vom Publikum ausgeblendet. Es interessiert nicht, wird gleichsam vergessen. Und nun hat man eine erste Erklärung für die Empörung, die man bei der Veranstaltung empfinden kann: Dem geworfenen Menschen wird die Würde genommen, weil außer Acht gelassen wird, daß er auch ein *Subjekt* ist. Dadurch wird er auf einen bloßen Gegenstand, auf ein Ding, reduziert, und in dieser Verdinglichung liegt der Verlust der Würde.

Doch diese Erklärung genügt nicht. Wenn in einem Kino Feuer ausbricht, werden sich alle rücksichtslos einen Weg zum Ausgang bahnen. Sie werden andere Besucher zur Seite stoßen, umwerfen und treten. Sie werden mit ihnen dasselbe tun wie mit Gegenständen, die im Weg stehen: die Masse aus dem Weg räumen. Bei einer Massenpanik interessiert es den Ein-

zelen nicht mehr, daß die anderen auch erlebende Subjekte sind wie er. Das ist grausam, aber es ist nicht die Grausamkeit der gestohlenen Würde. Wenn dabei ein Großer einen Kleinen packt und wie einen Gegenstand wegschleudert, um Platz zu schaffen, ist es anders als beim Zwergenwurf auf dem Jahrmarkt. Inwiefern?

Es gibt einen Unterschied in der *Situation*, dem ein Unterschied im *Motiv* entspricht. Das Motiv des Flüchtenden ist blanke Panik, die nur noch für den einen Gedanken Raum läßt: *raus!* Die Grausamkeit, die die anderen auf körperliche Hindernisse reduziert, ist nicht überlegt und planvoll, es ist die blinde Grausamkeit des Überlebenswillens. »Was sollte ich machen, es ging um mein Leben!«, wird der Große sagen, der zuerst einen Stuhl und dann einen Menschen gepackt und weggeschleudert hatte. Auf dem Jahrmarkt gibt es keine solche Entschuldigung. Dort werden Menschen zum bloßen Vergnügen geschleudert. Und wenn man es so ausdrückt, wird noch etwas anderes deutlich, was die Situation zu einer entwürdigenden Situation macht: Das Vergnügen der gaffenden und grölenden Zuschauer *besteht darin*, daß sie erleben, wie ein Mensch zum bloßen Ding gemacht wird. Sie vergessen keinen Moment, daß der geworfene Gegenstand ein Mensch ist, ein Lebewesen und Zentrum des Erlebens, wie sie es selbst auch sind. Vergäßen sie es, verflöge der ganze Spaß. Daß dem zum Vergnügen geschleuderten Menschen die Würde genommen wird, heißt also: Einer, von dem klar ist, daß er ein Subjekt ist, wird ohne Not und planvoll wie ein bloßes Objekt, ein Ding, behandelt. Das ist das eine, was die Richter, die die Veranstaltung verboten, verhindern wollten.

Das andere, um das es ihnen ging, war, daß der geworfene Zwerg zu einem *Spielzeug* gemacht wird. Er ist ein Ding, mit dem man das Spiel des Werfens spielt und den Wettbewerb des Weitwurfs veranstaltet. Er wird als Mittel, als Instrument zu diesem Zweck betrachtet und benutzt. Während der Ver-

anstellung ist er *nur* ein Spielzeug, *nur* ein Mittel zum Zweck des Wettbewerbs und der Belustigung der Zuschauer. Er selbst als einer, der die Situation auch *erlebt*, kommt in dem Spiel gar nicht vor. Seine Perspektive, seine Sicht der Dinge, wird behandelt, als gäbe es sie gar nicht. Das geschieht auch dann, wenn Menschen als Schutzschilde oder wandelnde Bomben mißbraucht werden: Sie sind, wie der geworfene Zwerg, auf Körper reduziert, die zu einem Zweck eingesetzt werden. Zwar fehlt hier das Element des Spiels, des Spektakels und der Belustigung. Aber das Entscheidende ist beiden Fällen gemeinsam: Es werden Menschen ausschließlich als Mittel zu einem Zweck eingesetzt.

Was die Richter vor Augen hatten, war ein Verständnis von Würde, das besagt: Menschen, auch wenn wir sie vielfältig als Mittel und Instrument betrachten und einsetzen, um einen Zweck zu erreichen, dürfen nicht auf diesen Zweck, diese Funktion *reduziert* werden, weder in der Betrachtung noch in der Behandlung. Auch wenn wir ein zweckgerichtetes, funktionales Verhältnis zu ihnen haben: Das darf nicht das *einzig*e Verhältnis sein, das uns leitet. Es darf, soll ihre Würde gewahrt bleiben, nicht vergessen werden, daß es am Ende auch um die Betroffenen *selbst* geht. Es ist, dachten die Richter, genau das, was uns am Zwergengewurf verstört und empört: Indem hier ein Mensch als Wurfgeschöß und bloßes Spielzeug benutzt wird, so daß es in keiner Weise mehr um ihn selbst geht, wird ihm der kostbarste Status genommen, den es gibt: der Status als Selbstzweck.

Auch Soldaten im Krieg stiehlt man die Würde in diesem Verständnis der Idee. Man schickt sie selbst dann an die Front, wenn man weiß, daß sie nichts weiter sein werden als Kanonenfutter – Kugelfänge, die laufen, fallen und sterben, damit die anderen aus den hinteren Reihen besser angreifen können. Jakob von Gunten in Robert Walsers gleichnamigem Roman stellt sich vor, wie es wäre, als Soldat unter Napoleon nach Rußland

zu marschieren: »Ich wäre nur noch der kleine Bestandteil an der Maschine einer großen Unternehmung, kein Mensch mehr. Ich wüßte nichts mehr von Eltern, nichts von Verwandten, Liebern, persönlichen Qualen oder Hoffnungen, nichts vom heimatlichen Sinn und Zauber mehr. Die soldatische Zucht und Geduld würde mich zu einem festen, undurchdringlichen, fast ganz inhaltlosen Körper-Klumpen gemacht haben.«

Schlachthöfe

Ein Besuch in einem Schlachthof ist verstörend. Warum? Es gibt Ströme von Blut und Exkrementen, es gibt Gestank und das angstvolle Geschrei der Tiere, das man lange nicht vergißt. Ein Schlachthof ist eine Fabrik des Todes. Tausende von Tieren werden hereingekarrt, um maschinell getötet und danach in der Fleischfabrik zu Fleischportionen verarbeitet zu werden. Jedes dieser Tiere ist, außer daß es ein lebendiger Organismus ist, auch ein Zentrum des Erlebens: Es spürt seine Bewegungen, empfindet Hunger, Durst und Schmerz, erlebt Lust und Angst. Sein Erleben ist einfacher als das unsere, aber es ist Erleben, und in diesem Sinne ist ein solches Tier ein Subjekt. Und nun wird es einfach getötet, weil wir es essen wollen. Schon dieser Gedanke ist beklemmend. »Tiere fressen einander doch auch auf!« Aber sie errichten keine Tötungsfabriken mit Tötungsmaschinen, die darauf ausgelegt sind, möglichst viele Tiere in möglichst kurzer Zeit hinzurichten. Die Tiere in möglichst großer Zahl in möglichst kurzer Zeit in verkaufbare Fleischportionen zu verwandeln.

Was uns verstört, ist nicht allein das Töten. Es ist der Gedanke, daß die Tiere, die hier enden, *von vornherein* nur gezüchtet, gefüttert und gepflegt werden, um hier getötet und in eine Ware verwandelt zu werden. Es ist die Tatsache, daß diese Tiere, die oft zusammengepfercht in einer künstlichen

Umgebung aufwachsen, keinen Moment ihres Lebens so behandelt werden, als ginge es auch um sie selbst – um ihr Leben und ihre Bedürfnisse. Sie sind von ihrer Zeugung bis zu ihrem Tod nie etwas anderes als Vorstufen zur eßbaren Ware im Supermarkt. Es sind gefütterte Dinge zum Zweck unserer Ernährung. Nichts an der Art, wie sie behandelt werden, läßt ihnen die Chance, als Selbstzweck zu leben – so, wie wir es Haustieren zugestehen und wie Tiere in der Natur es können. Wenn wir den Schlachthof verlassen, so ist uns nicht nur wegen des Bluts und des Gestanks übel. Es ekelt uns, weil uns auf drastische Weise zu Bewußtsein gebracht wurde, was wir auch so schon wissen konnten: daß es auch bei Tieren eine Behandlung gibt, die man als würdelos empfinden kann. Und wenn wir es so empfinden, dann deshalb, weil wir den vorhin besprochenen Maßstab anlegen: daß die Würde darin besteht, nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck in sich selbst behandelt zu werden.

Und wenn es freiwillig geschieht?

Abends, nach der Veranstaltung, habe ich den Star des Zwergerwurfs bei seinem Wohnwagen getroffen.

»Daß Sie das aushalten!«, sagte ich.

»Kein Problem«, sagte er, »man fällt weich.«

»Das meine ich nicht«, sagte ich. »Ich meine nicht die Gefahr.«

»Was dann?«

»Die Würde.«

»Wovon reden Sie?«

»Davon, daß man Sie beim Werfen als bloßen Gegenstand behandelt, als bloßes Ding.«

»Manchmal wirft man Kinder. Sie quietschen vor Vergnügen.«